

HEYNE <

T. S. ORGEL

LESE-
PROBE



DIE
BLAUSTEINKRIEGE
I

DAS ERBE VON BERUN

UNREDIGIERTE, UNKORRIGIERTE LESEPROBE

T. S. ORGEL

DIE BLAUSTEINKRIEGE

I

Das Erbe von Berun

PROLOG

FÄDEN

Lebrec kauerte hinter dem Stamm des Waldriesen und wartete auf den Tod. Der Regen prasselte gleichmäßig auf die fleischigen, dunkelgrünen Blätter des Dickichts, das den gewaltigen Baum umgab. Der würzige Geruch des fruchtbaren Waldbodens, der Duft von verborgenen Blüten, von Fäulnis, Schimmel und Harz hing schwer in der Luft und überdeckte beinahe den metallischen Gestank des Blutes. Das Wasser rann in schmalen Bächen die rissige Rinde herab, durchtränkte sein Hemd und sorgte dafür, dass sich die Blutflecken ausbreiteten und den hellblauen Stoff langsam rosa und violett färbten. Das meiste davon war jedoch nicht sein Blut, sondern das seines Bruders. Batizor lag neben ihm an den Stamm gelehnt im schwarzen Schlamm und auf seinen offenen Augen sammelte sich das Regenwasser, bevor es Tränen gleich über seine Wangen rann und in die Pfütze unter ihm tropfte. Der Blutschwall aus der Wunde an seinem Hals war inzwischen zu einem dünnen Rinnsal versiegt, und sein Brustkorb stand still. Lebrec wagte es nicht, den Toten zu berühren. Batizor mochte tot sein, doch sein Geist war sicher noch da und Lebrec hatte nicht vor, sich von ihm verhexen zu lassen.

Er schielte nach oben. Der feine, blausilberne Faden hing noch immer über ihnen, sichtbar nur wegen der Regentropfen, die an ihm schimmerten – und der Blutstropfen dazwischen. Vielleicht war es auch die bittere Ironie, die ihm die Tränen in die Augen trieb. Batizor, dessen Talent dafür gesorgt hatte, dass sie das Dickicht des Waldes ungehindert und ohne Spuren zu hinterlassen durchqueren konnten, war gestorben, weil er den Fangfaden von Ralld-Käfern übersehen und sich daran den Hals aufgeschlitzt hatte. Schon bald würden die Ralld kommen, handlange, schwarze Käfer in glänzenden, schwarzblauen Panzern. Sie würden sich in das Fleisch seines Bruders graben, und während der Körper langsam erkaltete und zu verwesen begann, würden die Insekten ihre Eier darin ablegen und ein neues Nest gründen. Ralld waren die Totengräber dieses Waldes – und wie so viele Kreaturen aus den Sümpfen des Macouban überließen sie den Tod nicht dem Zufall, sondern sorgten selbst dafür, dass es immer reichlich davon gab.

Er durfte nicht hier sitzen bleiben. Doch wohin jetzt? Um ihn herum ragten die gewaltigen Stämme der Waldriesen auf. Ein Gewirr von Luftwurzeln verwandelte den sumpfigen Boden in jeder Richtung ein Labyrinth, und das dichte Blätterdach tauchte den Wald in ewiges Halbdunkel. Dunstfetzen hingen wie Nebel im Geäst und ließen das Licht zusätzlich unwirklich wirken. Lebrec strengte sich an, über dem monotonen Rauschen des Regens irgendetwas zu hören, doch der Wald blieb so still, wie der Regenwald des Macouban es eben war. Nein, stiller. Zu still. Noch jemand war hier draußen.

Schließlich gelang es Lebrec, die Starre abzuschütteln, die ihn ergriffen hatte. Schniefend schob er sich die langen schwarzen Haare aus dem Gesicht und band sein goldgelbes Kopftuch neu. Es wies ihn als Läufer seines Dorfes aus, als Boten und Blausteinsammler und Lebrec wäre genauso wenig auf den Gedanken gekommen, das auffällige Tuch abzulegen, wie er eines seiner Beine abgelegt hätte. Er war Läufer, und laufen würde er. Auch wenn es jetzt weitaus schwieriger werden würde, ohne Batizors Talent.

Er zog das geschwungene Messer aus dem Gürtel und fischte mit dessen Hilfe das lederne Band aus Batizors Kragen, peinlich darauf bedacht, den Toten keinesfalls zu berühren. Schließlich griff die Klinge und er durchtrennte den nassen Riemen mit einem kräftigen Ruck, um den Anhänger aus dem blutigen Hemd zu ziehen. Er würde auf keinen Fall zulassen, dass Batizors Amulett hier zurückblieb und am Ende in die Hände jener fiel, die ihn verfolgten. Er wischte eine blutige Schliere von dem blauen, reich mit Ornamenten beschnitzten Stein. Dann verknötete er den Riemen wieder und hängte sich das Stück Blaustein um den Hals.

„Verzeih mir, Bruder“, murmelte er. „Das Meer wird dich holen und ich werde ein Feuer für deinen Geist anzünden, damit du den Weg nach Hause findest. Wir werden auf dich warten. Aber jetzt kann ich das nicht. Ich muss nach Tiburone. Ich muss den Fürsten warnen. Wer sollte das sonst tun? Das verstehst du doch?“ Der Tote antwortete nicht.

Ein Krachen im Unterholz ließ Lebrec zusammenfahren. Irgendwo zu seiner Rechten flatterte einer der smaragdgrünen Tauvögel auf und stieg schimpfend in die Kronen der mächtigen Baumriesen auf. Ein zweites Mal krachte etwas, und dieses Mal erkannte Lebrec das Geräusch: eine eiserne Klinge mähte sich durch das Unterholz. Er wirbelte herum. Seine bloßen Füße glitten im schmierigen Morast aus, doch er fing sich und rannte los, weiter auf dem kaum sichtbaren Pfad, dem sie zuvor schon durch das Unterholz gefolgt waren. Dornige Ranken griffen jetzt nach seinen Beinen, zerrten am dünnen, blauen Stoff seiner Hose. Das großblättrige Unterholz würde ihn verbergen, wenn er nur weit genug hinein lief. Vielleicht ...

Ein kaltes Prickeln zog über seinen Rücken und richtete die Härchen in seinem Nacken auf. Ohne nachzudenken ließ er sich fallen. Kaum eine Armlänge über ihm flimmerte etwas in der Luft und pflügte eine Schneise von beinahe zwei Schritt Breite durch das Gestrüpp. Blätter, abgeschnittene Zweige und Äste prasselten auf ihn nieder, und nur eine Handbreit vor seinem Gesicht fiel die Hälfte eines großen Leguans in den Schlamm. Lebrec rollte sich zur Seite, kam auf Ellbogen und Knie und kroch ins Unterholz rechts des Pfades. So schnell es das Dickicht erlaubte, zwängte er sich durch Ranken und Gestrüpp, ohne auf die Dornen zu achten, die ihm die Haut aufrissen.

Von irgendwo hinter ihm, dort wo Batizor lag, drangen die Geräusche von Stiefeln in Schlamm zu ihm. Abermals kribbelte seine Haut und ein zweiter Energiestoß zerfetzte das Gestrüpp weiter den Weg hinab. Es bestätigte nur, was er befürchtet hatte:

Zu seinen Verfolgern, allesamt Rotkittel, gehörte mindestens einer der Begabten. Der lange Hakennasige, wenn er nicht ganz daneben lag. Er war am besten zu Fuß und hatte das Talent, die Luft in eine Klinge zu verwandeln. Lebrec verzog das Gesicht. Der Hakennasige musste Blaustein verwenden, um sein schändliches Talent zu nutzen, und das in Mengen, die sich Lebrec und selbst Batizor nie gewagt hätten. Es würde den Mann unweigerlich töten. Aber nicht heute und nicht morgen, und dann war es für Lebrec zu spät.

Hastig robbte er weiter und stieß sich beinahe den Schädel ein, als plötzlich der moosbedeckte Stamm eines gestürzten Urwaldriesen vor ihm im Unterholz auftauchte. Frustriert starrte er das faulende Hindernis an. Für einen Moment spielte er mit dem Gedanken, über den Stamm zu klettern, um etwas Solides zwischen sich und die schneidende Luft des Hakennasigen zu bekommen. Dann jedoch erstarrte er. Ein kaum merkliches Flirren hing in der Luft, nur eine Armlänge vor ihm, so als zertrenne etwas den unablässig rauschenden Regen. Ralld-Fangfäden. Aufstehen war vielleicht nicht die beste Idee. Ein leises Scharren ließ ihn nach oben schauen. Auf dem Stamm über ihm konnte er die Umrisse zweier Männer sehen, beide in eisernen Rüstungen und mit den roten Wämsern, die er so verabscheute. Nur das Dickicht der fleischigen Blätter über ihm verhinderte, dass sie ihn sahen. Ein dritter Windstoß fuhr in das Gestrüpp hinter ihm und ließ Holz, zerfetzte Blätter und Schlamm auf ihn nieder regnen. Und in diesem Moment wurde Lebrec klar, dass ihn die Rotkittel in eine Falle gelockt hatten. Sie verfolgten ihn nicht, sondern sie wussten recht genau, wo er war, und sie hatten ihn in die Enge getrieben. Aber wie ...?

Ein schwarzes Insekt von der Größe seines Daumens schwirrte in der Luft, kaum einen Schritt entfernt. Es schien auf der Stelle zu stehen und den kleinen Mann unverwandt anzusehen. Natürlich. Lebrec kannte jede Art von Käfer, die dieser Wald zu bieten hatte, aber ein Tier wie dieses hatte er bislang nur zweimal gesehen, beide Male auf dem Gewand eines der Begabten des Feindes.

Als hätte das Insekt seine Gedanken erkannt, schoss es nach oben aus dem Dickicht und stieß ein gellendes Zirpen aus. Die beiden Männer auf dem Stamm hielten inne und blickten herab.

„Da ist er!“, rief einer der beiden in den harten, polternden Lauten der Fremden.

Mit einem leisen Zischen fuhr Lebrec zurück, gerade als einer der beiden auf ihn herab sprang und in einem Schauer aus Blut beinahe entzwei geschnitten wurde, noch bevor er den Boden erreichte. Der Jagdfaden eines weiteren Ralld-Nestes über Lebrecs Kopf zerteilte den Mann fast bis zum Bauch, bevor er mit dem eisernen Panzer hängen blieb. Der Faden riss, und der Söldner kippte unter gellenden Schreien zur Seite, wo er in einen weiteren Faden fiel, der ihm den Kopf von den Schultern trennte.

Der zweite Rotkittel über ihm war langsamer gewesen, was ihm das Leben gerettet hatte. Unsicher starrte er auf die Reste seines Kumpans und dann auf Lebrec. Ohne

Zeit zu verschwenden sprang der Läufer auf und rammte sein Messer hinter dem Beinschutz in die Wade des Söldners. Jetzt schrie auch dieser Mann, stolperte rückwärts, verlor auf der schmierigen Rinde des umgestürzten Baumriesen das Gleichgewicht und fiel rückwärts auf der anderen Seite des Stammes hinab. Lebrec umklammerte das Messer so fest er konnte und wurde vom Gewicht des Fallenden seinerseits in die Höhe gerissen, hinauf auf den Baum, wo er bäuchlings liegen blieb. Platschend schlug unter ihm der Gepanzerte in den Morast.

Der Läufer sah sich um. Etwas weiter entfernt kletterten zwei Männer soeben auf den gewaltigen Stamm. Hinter ihm hatten zwei andere gepanzerte Rotkittel den Pfad erreicht, den er vorhin gerade verlassen hatte, und dort, wo sein Bruder liegen musste, standen die beiden Begabten mit zwei weiteren Söldnern.

Der Hakennasige deutete auf ihn. Fluchend rollte sich Lebrec über den Stamm und ließ sich fallen, gerade als die Stelle, an der er soeben noch gelegen hatte, in einem Schauer aus Moosfetzen und fauligen Holzsplittern explodierte. Noch im Fallen zog Lebrec die Beine an und landete gehockt auf dem Söldner, der halb im Morast versunken stak und ihn mit verzerrtem Gesicht anstarrte. Ohne Zeit zu verlieren rammte er dem Mann die nackte Ferse ins Gesicht und fühlte die Nase brechen. Der Kopf des Kerls sackte zurück und klatschte in die schlierig schillernde Sumpfrühe. Mit einem gegurgelten Fluch versuchte der Mann, ihn zu fassen zu kriegen und Lebrec trat ein zweites, ein drittes Mal zu, so lange, bis der Kopf schließlich unter Wasser geriet. Während die Finger des Kerls in verzweifelter Gegenwehr an seinem Bein kratzten, entwich die letzte Luft aus dem Hals des Rotkittels. Schließlich zitterte der Mann und erschlaffte.

Lebrec starrte angewidert auf das schwarze Wasser, das vom Todeskampf des Mannes zu einem widerlich gelben Schaum aufgewühlt war, dessen Blasen jetzt leise platzten und einen durchdringenden Gestank verströmten. So weit er sehen konnte, erstreckte sich die schillernde Fläche zwischen den Stämmen der Bäume in die Ferne, nur durchbrochen von Inseln scharfkantigen Grases und den überwucherten Resten weiterer, gestürzter Waldriesen. Es war ein trostloser Anblick, aber zum ersten Mal seit dem Beginn ihrer Flucht vor beinahe zwei Tagen fühlte Lebrec so etwas wie Hoffnung.

Fieberhaft durchsuchte er den Schal, den er als Gürtel trug, fingerte schließlich ein Blausteinfragment in der Größe eines Daumennagels heraus und schob es in den Mund. Er biss zu, kaute und schmeckte die Bitterkeit der harzigen Kristalle. Sofort erfüllte ein taubes Gefühl seinen Mund, eine vertraute Kälte breitete sich in ihm aus und stach in seinen Schläfen, so wie damals, als er in den weit entfernten Bergen Wasser direkt aus der Quelle unter den Schneefeldern getrunken hatte. Mit einem Prickeln stellten sich die Haare auf seinen Armen auf und er keuchte unwillkürlich. Selbst die Luft, die er in seine Lungen sog, schien jetzt kälter zu sein. Der Gestank des Sumpfes bohrte sich mit plötzlicher Wucht in seine Nase, legte sich auf seine Zunge und ließ

ihn würgen, und das Grün des Urwaldes brannte plötzlich in seine Augen. Lebrec schüttelte den Kopf und rang um sein Gleichgewicht.

Schließlich sah er auf den Söldner unter sich, dessen Kopf inzwischen tiefer im Wasser lag. Die Brühe hatte seinen halb geöffneten Mund gefüllt, doch er rührte sich nicht. Lebrec leckte sich über das taube Zahnfleisch, dann zog er das Messer aus dem Gürtel des Toten, stand auf und machte einen vorsichtigen Schritt auf das ölig-schmierige Wasser. Es trug sein Gewicht, und der kleine Läufer grinste. Batizor hatte sich durch Unterholz bewegen können, doch sein eigenes Talent war das Wasser. Er sah hinab auf seinen Unterarm, von dem der Regen jetzt abprallte, ohne die Haut überhaupt zu erreichen, dann hinunter auf seine Füße, die nur schwache Vertiefungen in der Oberfläche des Sumpfes hinterließen. Abermals leckte er sich über das Zahnfleisch. Vorsichtig machte er einen Schritt, dann noch einen, und dann war er auf dem Weg hinaus in den schillernden Sumpf, hinter dem sich irgendwo in der Ferne das Meer verbarg. Hatte er das erreicht, ging es immer nach Westen und nach Süden, bis er die Wildnis verlassen und das Macouban warnen konnte, vor der Armee aus Berun, die ihm folgte, ohne dass irgend jemand davon ahnte. Er hatte es geschafft. Niemand konnte ihn jetzt noch auf...

Ein heftiger Schlag traf sein Schienbein und ließ ihn nach vorn stürzen, wo der Sumpf ihn federnd auffing. Ein stechender Schmerz folgte. Stöhnend hob Lebrec den Kopf und starrte auf sein Bein, in dem er weißlich den Knochen schimmern sah. Dicht über dem Sumpfwasser erstreckte sich ein weiterer Ralld-Faden, an dem jetzt Reste seiner Hose und sein Blut hingen. Er spürte seine Konzentration wanken, und mit einem heißen Aufwallen von Angst fühlte er, wie die bislang beinahe feste Oberfläche des Wassers unter ihm nachgab. Beinahe augenblicklich zog der Sumpf ihn in seine Umarmung.

MESSER

„So, da wären wir.“ Der Kriegsknecht deutete auf einige schlicht gemauerte Gebäude. Ohne weiter auf den Mann zu achten, der ihm folgte, nahm er seine beiden Eimer auf und schlenderte grußlos über den sandigen Hof in Richtung eines niedrigen, langgestreckten Nebengebäudes davon, aus dessen Schornstein weißer Rauch quoll. Der Mann würdigte die Unfreundlichkeit des Kriegsknechts keiner Regung. Stattdessen sah er sich wortlos auf dem beinahe quadratischen Hof des Kastells um. Wie die meisten der Grenzkastelle am östlichen Rand Beruns war Arneck ein schmuckloser, grob quadratischer Bau, aufgemauert aus lokal verfügbarem Bruchstein und umgeben von einem steilwandigen Graben. Er war hier, wie bei den meisten Anlagen dieser Art so weit in der östlichen Ebene, wasserlos und felsig. Niedrige, geduckt wirkende Türme mit hölzern geschindelten Dächern bildeten die Ecken des Quadrates, zwei weitere erhoben sich über den Toren, die nach Osten und Westen führten. Sie markierten den Grenzübergang des Berunischen Reiches hier, auch wenn es etwas seltsam wirkte, wenn man bedachte, dass es hier keinerlei Grenzwall oder sonstige Markierung abseits des Kastells gab. Der Theorie nach erstreckte sich im Westen das großartige, berunische Kaiserreich, östlich von hier das wilde Großfürstentum Kolno. In der Praxis erstreckte sich in alle vier Himmelsrichtungen eine endlos wirkende Grassteppe bis zum Horizont, die sich um keine Grenzen scherte und bemerkenswert frei von landschaftlichen Merkmalen war. Arneck war ein staubiger Ort, der nur existierte, weil hier eine der wenigen Handelsstraßen zwischen Berun und dem Kolno entlang führte und auf den Karten beider Reiche nun mal ein Punkt existieren musste, an dem das eine aufhörte und das andere begann. Einen halben Tag östlich von hier lag eine ziemlich ähnliche Grenzstation der kolnorischen Truppen. Zwischen hier und dort erstreckte sich Niemandland. Wie auch in jede andere Richtung, wenn man ehrlich war. Kein Mensch wohnte freiwillig hier.

Im Inneren der Mauern drängte sich ein knappes Dutzend grasgedeckter Häuser aus dem selben rötlichen Bruchstein. Barracken für die hier stationierten Kriegsknechte, Stallungen, Speicher, ein Gästehaus für die Besatzungen der hier passierenden Handelszüge, eine Taverne, eine Schmiede und andere Versorgungseinrichtungen, die man hier draußen brauchte, um über die langen trockenen Sommer und die ebenso langen, eisigen Winter zu kommen. Vor dem östlichen Tor, durch das der Mann gerade gekommen war, duckte sich eine kleine Anzahl niedriger Behausungen, die Winterlager einiger Viehhirten, Jäger und einer Handvoll anderer, die hier draußen gestrandet waren und wohl nicht wussten, wohin sie noch gehen sollten. Vermutlich auch die Unterkünfte der Familien einiger der Kriegsknechte, denn wie überall in Berun war es den Angehörigen verboten, innerhalb des Kastells zu wohnen. Was vor den Mauern geschah, wurde stillschweigend toleriert.

Wie es aussah, gab es zur Zeit nicht viele Besucher hier. Lediglich ein abgedeckter Wagen voller Kisten stand im Schatten einer der Außenmauern, Pferde waren nirgendwo zu sehen. Nur eine Handvoll Männer ging innerhalb des Kastellhofes ihrer Arbeit nach. Alle trugen die rostroten Hosen, Hemden und Wämser der Truppen Beruns – Rüstungsteile schienen jedoch keine Pflicht zu sein. Dem Anschein nach nahm man es hier draußen im Nirgendwo nicht ganz so genau mit der Disziplin wie anderswo. Lediglich die beiden Männer am Tor hatten die vollständige Rüstung der beruner Kriegsknechte angelegt, aber wesentlich wachsamer hatten sie auch nicht gewirkt. Zumindest hatten sie für den einsamen Fremden und seinen zerknitterten Passierschein kaum mehr als einen gelangweilten Blick übrig gehabt, bevor sie ihn ins Innere des Kastells gewinkt hatten.

Zugegeben, der Fremde wirkte auch nicht sonderlich imposant. Er war eine hagerere, etwas gebeugte Gestalt, über dessen schmale Schultern ein abgeschabter, dunkler Staubmantel geworfen war. Dünne Beine ragten darunter hervor. Sie steckten in staubigen Hosen und ausgetretenen Schnabelschuhen und gaben ihm ein wenig das Aussehen eines großen, missmutigen Schreitvogels. Die spitze Nase, die zwischen dunklen, fettsträhnigen Haaren hervor schaute, verstärkte den Vogel-Eindruck zusätzlich.

Der vogelhafte Mann band sein dürres Maultier an einen der Geländerpfosten am Vordach der Schmiede, schöpfte einen Eimer Wasser aus einem nahen Bottich und stellte ihn vor seinen langohrigen Begleiter. Dann steckte er den Kopf durch das offene Tor und nickte dem untersetzten Schmied zu. „Die Reisenden zum Gruß, Meister“, sagte er und klopfte mit einer silbernen Münze gegen den Torpfosten. „Mein Muli hat ein lockeres Eisen, denke ich. Könnten Sie danach sehen?“

Der Schmied sah auf, seine Augen wanderten zur Münze und er wischte sich mit dem Ärmel über den Mund, bevor er nickte. „Nach dem Essen“, brummte er.

Der Vogelhafte schüttelte den Kopf und wirkte ein wenig enttäuscht. „Jetzt. Wenn Sie die Münze ganz haben wollen. Ich möchte heute noch ein ganzes Stück weiter kommen.“

Der Schmied runzelte die Stirn. Seine Augen ruckten wieder zur Münze, auf der gut sichtbar der berunische Adler prangte. Dann zuckte er mit der Schulter und nickte. „Lassen Sie's hier.“

„Das hatte ich vor.“ Der Fremde legte die Münze auf ein Fass an der Tür. „Taugt das Essen in eurer Schänke etwas?“

„Es ist besser als hungrig zu bleiben“, der Schmied legte den Hammer beiseite und wischte sich die Hände an einem Tuch im Gürtel ab. „Die Auswahl ist hier nicht so groß. Ein Rat: Nehmen Sie nicht den Eintopf.“

Der Fremde nickte. Seine langen, dünnen Finger tippten neben die Münze, dann verließ er die Werkstatt und marschierte auf die Schänke zu.

Man hatte vor dem Eingang einige roh gezimmerte Bänke und Tische aufgestellt und der Vogelmann setzte sich in die Sonne, faltete die Hände und schloss halb die

Augen. Reglos wartete er, bis sich ein Schatten zwischen ihn und die frühherbstliche Sonne schob, bevor er die Lider hob. Eine ältere Frau stand vor ihm, nicht sonderlich attraktiv, doch der Vogelmann beurteilte Menschen nicht nach ihrem Äußeren. „Die Reisenden zum Gruß“, sagte er leise. „Ich habe gehört, der Eintopf sei zu empfehlen.“

Die Frau sah ihn für einen Moment misstrauisch an, doch das schmale Gesicht des Fremden zeigte nichts als Aufrichtigkeit und schließlich zuckte sie mit den Schultern und nickte.

„Ihr habt Bier?“

Die Frau nickte erneut. „Ich braue es selbst.“

Der Vogelmann lächelte schmal. „Ich freue mich darauf“, sagte er. „Dann einen Eintopf und ein Bier, bitte.“ Er schielte an der Alten vorbei nach der Sonne. „Sie wissen, wo ich die anderen Männer in diesem Kastell finde? Meister Barnard Lisst, den Schreiber, zum Beispiel?“

Die Alte sog an einer Lücke in ihrem Gebiss, dann sah sie über den Hof und nickte in Richtung eines der Türme. „Da kommt er gerade“, stellte sie kurzangebunden fest.

Der Vogelmann folgte ihrem Blick und lächelte erneut. „Das trifft sich hervorragend. Richten Sie ihm bitte aus, dass ich ihn sprechen möchte und bringen ihm ebenfalls ein Bier. Das geht auf mich.“ Er legte einige Kupfermünzen auf den Tisch, die schneller in der Schürze der Wirtin verschwanden, als sie auf dem Tisch gelandet waren. Dann passte die Alte den sich jetzt nähernden Mann ab und wechselte einige Worte mit ihm, wobei sie in Richtung des Fremden nickte, bevor sie sich wieder nach drin verzog.

Der Vogelmann faltete erneut seine dünnen Finger auf der Tischplatte und musterte den Mann mit einem schmalen Lächeln. Barnard Lisst war ein untersetzter, rundlicher Mann mit offenem Gesicht und Tintenflecken an Fingern und Hemd. Obwohl er vermutlich die dreißig Jahre noch nicht erreicht hatte, war deutlich zu sehen, dass sich seine rötlich braunen Haare bereits auf dem Rückzug befanden, was er mit Öl und einem strengen Scheitel zu kaschieren versuchte. Lisst erwiderte den Blick des Fremden verwundert, bevor er an dessen Tisch trat. „Sie wollten mich sprechen, ...?“

„Messer“, sagte der Vogelmann. Die Verwirrung des Rundlichen nahm zu und der Fremde nickte entschuldigend, was ihn noch vogelhafter erscheinen ließ. „Meister Messer“, wiederholte er.

„Messer? Sie sind ...?“

„Ein Bote. Im Moment. Ich habe vor Jahren als Feldscher gedient. Daher der Name. Ich habe mich an ihn gewöhnt.“ Er deutete auf die Bank auf der anderen Seite seines Tisches. „Es trifft sich gut, dass Sie gerade Zeit haben, Meister Lisst. Ich habe Ihnen eine Nachricht zu überbringen.“

„Eine Nachricht?“ Der Schreiber ließ sich auf die Bank fallen. „Für mich? Von wem?“

„Dazu komme ich gleich. Ah, danke euch, gute Frau.“ Messer nahm von der zurückgekehrten Wirtin zwei Tonkrüge entgegen, schob einen davon dem Schreiber über den

Tisch und zog die Schale mit Eintopf heran, um den Inhalt interessiert zu mustern. Die Schüssel war gefüllt mit einer sämigen, grauen Masse, in der weißliche Klumpen und einige braune Fäden an die Oberfläche dümpelten und träge wieder in der Tiefe verschwanden. Abermals das vogelhafte Nicken, dann griff Meister Messer zum Löffel und schob sich eine Kostprobe in den Mund. Er hob die dünnen Brauen, riss ein Stück des ebenfalls grauen Brotes ab und schob es dem Eintopf hinterher. „Ah“, stellte er fest. „Lokale Spezialitäten. Immer wieder ein Erlebnis.“ Erneut nahm er einen Löffel voll, wiegte den Kopf, dann sah er den Schreiber an.

„Ich habe eine Nachricht für einen Barnard Lisst, stationiert in Arneck“, wiederholte er.

Der Schreiber beobachtete mit unergründlichem Gesichtsausdruck, wie sich der Vogelmann durch den Eintopf löffelte, bevor er sich mit einem leisen Kopfschütteln von diesem Anblick losriss. „Das bin ich, ja.“

„Ich muss das überprüfen“, stellte Messer fest. „Geboren und aufgewachsen in Berun. Also der Hauptstadt selbst. Im Gelldern-Viertel, als Sohn der freien Marktständerin Gund Lisst.“

Der Schreiber nickte verwirrt. „Was ...?“

Messer hob die Hand. „Vater Marek Lisst, Beruf ...“

Der Schreiber sah ihn verwirrt an. „Das ist nicht richtig. Ich kenne keinen Marek. Mein Vater war ... nun, meine Mutter war nicht verehelicht, als ich geboren wurde. Sie trägt immer noch den Namen ihrer Eltern.“

Wieder hielt das schmale Lächeln auf Messers Gesicht Einzug, und sein Kopf zuckte in der Karrikatur eines Nickens erneut vor und zurück. „Danke. Das war die Bestätigung, die ich wollte.“ Er griff in seinen Mantel, zog einen mehrfach gefalteten und versiegelten Bogen Pergament hervor und legte ihn auf den Tisch. „Ihr Vater war ein Beruner Edelmann. So sagte mir Ihre Mutter jedenfalls. Interessant. Sie haben weder ihre Haar-, noch ihre Augenfarbe.“

Der Schreiber sah Messer jetzt misstrauisch an. „Meine Mutter hat mit Ihnen darüber gesprochen?“

„Ausführlich. Eine sympathische, hilfsbereite Dame, die viel zu lange keinen Besuch von ihrem Sohn hatte.“

Lisst schnaubte. „Das klingt nicht so, als hätten Sie sie jemals getroffen, Meister Messer. Was wollen Sie von mir?“

Messer zuckte mit den Schultern. Das dünne Lächeln war nicht verschwunden. „Nichts. Ich muss nur wirklich sicher gehen, dass meine Botschaften auch die richtigen Personen erreichen. Entschuldigen Sie bitte diese kleine Finte.“ Er schob dem Schreiber den Brief zu und widmete sich abermals seinem Eintopf. Gerade jedoch, als Lisst, noch immer misstrauisch, nach dem Brief griff, deutete Messer mit seinem Löffel auf den Ärmel des Schreibers. „Sie haben ein Talent, Meister Lisst, richtig?“

Die Hand des Schreibers erstarrte in der Luft und er sah sich unwillkürlich um. Erst als er niemanden in Hörweite entdecken konnte, bewegte er sich wieder. „Was soll diese Frage?“

Messer winkte mit dem Löffel ab. „Nicht so wichtig. Es hat mich nur interessiert. In der Tinte an Ihrem Ärmel scheint mir Blaustein zu sein und mir fällt nur ein Grund ein, warum das so ist.“

Der Schreiber starrte argwöhnisch auf die Flecken an seinen Händen. „Und wenn es so wäre?“, murmelte er.

Messer zuckte mit den Schultern. „Dann wäre es so. Ich denke nicht, dass das hier draußen, so weitab der Hauptstadt, jemanden interessiert. Und falls es Sie beruhigt – Sie sind nicht der einzige hier.“ Messer drehte einen Ring an seiner knöchigen Linken, bis ein kleiner, blauer Stein darauf sichtbar wurde, den er bis jetzt in der Handfläche verborgen gehalten hatte. „Es ist nur persönliche Neugier. Mein Talent ermöglicht es mir, dafür zu sorgen, dass andere keine Schmerzen empfinden. Deshalb bin ich einst Feldscher und Knochenrichter geworden. Es erschien mir eine logische Wahl. Seitdem versuche ich, anhand der Professionen anderer ihr Talent herauszufinden. Nennen Sie es eine Art Passion. Bei Ihnen bin ich mir aber noch unschlüssig.“

Lisst leckte sich über die Lippen. Dann nahm er einen tiefen Schluck aus seinem Bier und sah sich abermals um. „Nichts Großartiges“, murmelte er schließlich. „Mein Gedächtnis ist ungewöhnlich. Ich merke mir, was immer ich lese oder aufschreibe. Wort für Wort.“

Messer zog beide Augenbrauen hoch. „Das passt. Beeindruckend. Wenn man bedenkt, was man mit diesem Talent an einem anderen als diesem Ort hier anfangen könnte. Sie würden es weit bringen, Meister Lisst.“

Der Schreiber zuckte mit den Schultern und senkte geschmeichelt den Kopf. „Meine Dienstzeit hier ist bald vorbei. Ich denke, ich werde nach Berun zurückkehren und sehen, was ich daraus machen kann.“

Messer legte den Löffel in die mittlerweile leere Schale, nahm einen tiefen Zug aus seinem Krug und seufzte zufrieden. „Ein guter Plan. Es ist immer gut, Pläne für die Zukunft zu haben.“ Er deutete auf den Brief unter Lissts Fingern. „Dann will ich Sie mal nicht länger von Ihrer Botschaft abhalten. Wenn Sie entschuldigen, ich werde kurz nachsehen, wie weit der Schmied mit meinem Reittier ist. Genießen Sie solange die letzten Sonnenstrahlen. Es wird bald kalt werden.“ Er erhob sich von der Bank und klopfte Lisst freundschaftlich auf den Rücken, als er sich an ihm vorbei in Richtung der Schmiede schob. Die fingerlange, kaum sichtbare Nadel aus Blaustein in seiner Hand glitt beinahe widerstandslos zwischen die Nackenwirbel des Schreibers. Nur für einen Lidschlag glomm sie in der Sonne bläulich auf, dann verschwand sie vollständig unter der Haut. Lisst zuckte nicht einmal. Messer hatte nicht gelogen, was sein Talent anging. Gemächlich ging er in Richtung der Schmiede und wechselte einige Worte

mit dem Handwerker, der noch immer mit dem Hufeisen seines Maultieres beschäftigt war.

Als er wieder an den Tisch kam, saß der Schreiber reglos über seinen Brief gebeugt. Er war blass und eine Vielzahl kleiner, glitzernder Schweißperlen hatte sich auf seiner Stirn und seinen Schläfen gebildet. Messer beugte sich vor, die Augen scheinbar auf das Schreiben geheftet, das vor Lisst auf dem Tisch lag. „Die eigentliche Nachricht, Meister Lisst“, raunte er dicht neben dem Ohr des Schreibers, „ist, dass man herausgefunden hat, wer Ihr Vater ist. Ich gratuliere – wie es aussieht, sind Sie ein Prinz. Zumindest ein Bastardprinz, einer aus einer ganzen Reihe. Der alte Löwe von Berun war ... aktiver, als gemeinhin bekannt ist. Der schlechte Teil daran ist, dass unsere Kaiserliche Hoheit, die Reisenden mögen ihn bewahren, lieber ein Einzelkind ist, als Bastardgeschwister anzuerkennen, als sein Erbe zu teilen. Also hat man mich geschickt, um das den Betreffenden möglichst schmerzfrei nahe zu bringen. Es tut mir wirklich leid. Aber das Leben ist nicht gerecht.“ Er tätschelte Lisst mitfühlend die Schulter und richtete sich auf.

Die Wirtin sah ihn fragend an und Messer zuckte mit den Schultern. Er nickte in Richtung des stoßweise atmenden Mannes. „Es scheinen schlechte Nachrichten gewesen zu sein“, sagte er. „Vielleicht bringen Sie ihm noch ein Bier auf meine Kosten. Ich mag es nicht, schlechte Nachrichten zu überbringen.“ Er verzog das Gesicht. „Aber einer muss es wohl tun.“ Seufzend drückte er der Wirtin noch eine Münze in die Hand und ließ sich den Weg zum Abort weisen. Ohne Hast erledigte er sein Geschäft, bevor er zur Schmiede zurückschlenderte und sein Maultier abholte. Der Schreiber saß noch immer am Tisch, als Messer das Osttor in Richtung des Kolno passierte. Erst eine kleine Weile später fiel er nach vorn und schlug mit dem Kopf auf die Tischplatte.

Auf dem halbem Weg zum kolnorischen Grenzkastell verließ der Vogelmann die Handelsstraße und schlug einen Weg über die staubige Grasebene ein, der ihn in einem großen Bogen, außerhalb der Sichtweite von Arneck, zurück nach Westen führte. Weitere Arbeit wartete in Berun auf ihn, Arbeit von der Art, die ihn nach Arneck und zu Barnard Lisst gebracht hatte.

„Interessant“, sagte er nach einer Weile zu seinem Maultier. „Der Schmied hatte Recht, was den Eintopf anging. Wer hätte das gedacht?“